

J.J. David

Autor(en): **Janko, S.L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **6 (1911-1912)**

Heft 5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751225>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

allem, was Erfahrung und Erinnerung dabei mitschaffen. Ohne jede Logik der Vernunftschlüsse gibt er die Eindrücke wieder, wie sie ein Kind empfängt, aber nicht festhalten kann. Daß man deshalb die Zeichnungen als kindliche Kritzereien bezeichnen darf, scheint uns ein Vorwurf, den nur der aufwerfen kann, der darauf keine Entgegnung erwartet. Er überrascht aber nicht, wenn man bedenkt, wie lange die byzantinische Kunst als kindlicher Anfang einer künstlerischen Betätigung beurteilt wurde.

Werfen wir uns vor Klees Zeichnungen auch noch in den kunsthistorischen Talar, denken wir an einige Radierungen Rembrandts und besonders an Whistler, so bieten sich auch zwei der Täden, an denen Klees Kunst der historischen Entwicklung angehängt werden kann.

Was wir aber besonders mit allem Nachdruck wiederholen möchten, gerade um Klees Arbeiten unter denen der Gleichstrebenden an ihren gehörigen Platz zu setzen: man mag sich zu ihnen stellen wie man will, man soll nie vergessen, daß es nicht spielerische Versuche sind, sondern reife Früchte eines bewußt schaffenden ernststen Künstlers.

Hans Bloesch

J. J. David



In das Bild, das man sich für gewöhnlich vom Wiener Schriftstellertum macht, bringt die Gestalt J. J. Davids einen ganz neuen Zug. Den „leisen Ironikern“, wie Hermann Bahr und Raoul Auernheimer, läßt er sich nicht anreihen, ebenso wie niemals Schnitzler mit ihm zu vergleichen wäre, bei dem (wie man sich einmal über seine Dichtungen ausdrückte), das Spiel zur Wirklichkeit wird und die Wirklichkeit zum Spiel. Bei David ist alles nur durchgeföhlt und selbst erlebte Wirklichkeit. Und sieht man sich weiter unter den heutigen Dichtern Wiens und denen der letzten Jahrzehnte um, so muß man sagen: David ist auch kein Anzengruber geworden, wenn sein unbiegsames Künstlerwesen und seine Vorliebe für das bäuerliche Milieu auch mehr verwandte Züge mit dem Dichter des „Meineidbauer“ aufweist als mit den Vertretern des wienerischen Überästhetentums, wie Stephan George in der Lyrik und Hugo von Hoffmannsthal im Drama. Man würde auch nicht das Richtige treffen, behauptete man, David vereinige alles in sich, wie sehr man auch bei

der Mannigfaltigkeit seiner Art sich zu dieser Ansicht bekennen möchte. Was dem einen vielleicht nur Flitter war, das wurde ihm oft zur Notwendigkeit, aber erst wenn er sich's ernst durchgedacht hatte. Was David schuf, war niemals Augenblickswerk. Er sah auch nie den Stoff als über der Form stehend an; aber er hätte auch niemals die Art, wie er sich die innere Gestaltung eines Werkes vorstellte, dessen Form geopfert. Darum ist er auch trotz der unglaublich erschwerenden Umstände, unter denen er schaffen mußte, ein Künstler geworden im wirklichen Sinne. Was er dichtete, dem sollte Ewigkeitswert aufgestempelt werden; er hielt nicht nur „Gerichtstag über sich selbst“, die schärfste Kontrolle über alles, was sein Inneres belebte, sondern er war auch gegen jede Zeile, die er schrieb, gegen jeden Vers, mit dem er sich sein Leid vom Herzen „wegdichten“ wollte, ein strenger Richter. Mit unermüdlicher Sorgfalt feilte und schliff er an seinen Kunstwerken, die eines nach dem andern entstanden, im Ringen und unablässigen Kämpfen der Jahre. Nichts, selbst die härteste Arbeit und Selbstzucht verdroß ihn, wenn es sich um das Schaffen seiner Kunst handelte. Ist die Anlage da, sagte er, und der Wille, so fehlt nur noch die Geduld bei einem großen künstlerischen Unternehmen. „Man muß den Keim in sich aufwachsen lassen, bis man sich ganz von ihm erfüllt meint. Warten muß man können, bis er selber nach seiner Geburt drängt. Eine innige Liebe zum werdenden muß im Künstler erwachen, also, daß er nichts in sich aufnimmt, was nicht so oder so dem Knospenden in ihm fromme, daß er jede Schädlichkeit von ihm ferne hält, nicht anders als eine gute und hoffende Mutter.“ Und diese Mutter, die nichts kennt als die Pflichten ihrer Mutterschaft und aufgeht in der Sorge um ihre Kinder, das war David in vollstem Maße seinen künstlerischen Arbeiten gegenüber.

Man muß die Schicksale seines Lebens kennen, um ihn und seine Werke zu verstehen. Sie sind persönlich in dem Sinne, daß David nie etwas dichtete, was nicht irgendwie mit einer Seite seines Innenlebens verwoben war. Deswegen war er sich stets bewußt, und er dachte wohl einesteils an sich, wenn er seinem Essay über Wilhelm Raabe die Worte voranschickte: „Unbedingte Objektivität wird immer unerreichbar sein. Denn der Poet kann doch nichts darstellen, was er nicht innerlich erlebt oder beobachtet hat. Er mag so wahrhaft sein wollen, wie nur irgend ersinnlich: was er schildert und berichtet, wird auf dem Wege durch seine Seele mannigfache Wandlungen durchmachen, etwas von der

Färbung annehmen müssen, die darin vorherrscht. Je stärker und eigenartiger sie nun ist, desto mehr werden jene Abweichungen sein: etwa wie das Licht selbst im feinsten Medium, in der Luft, seine Brechung und seine Ablenkung vom geraden Wege erfährt.“ Aber auch das, was David von den bewußt Subjektiven sagt, gilt in hohem Maße von ihm: „Sie sind die Männer der gefestigten Weltanschauungen, die ihnen das Ruhende ist, von denen aus sie die Flucht der Tage und den Wandel der Begebenheiten prüfen und beurteilen: mit ihrer Weltanschauung halten sie nicht zurück, ganz im Gegensatz zu den Objektiven.“ David gehört zu den zeitgenössischen Dichtern, die wirklich das Ruhende gewonnen haben, als den Mittelpunkt, von dem ihr Schaffen ausgeht, und für David war dies Ruhende seine wahre Weltanschauung und keine Pose, in der er sich mit Erfolg versucht hatte und die er nun eben deswegen hätte beibehalten müssen.

In der Hannah, der fruchtbarsten Gegend Mährens, zwischen Olmütz und Wischau gelegen, brachte David (geb. 1859) seine Jugend zu, und dort wohl hat er sich seinen Sinn für die Geheimnisse der Natur und seine Liebe zur Hannah geholt. Noch ein Kind, verlor er seinen Vater, unter dessen Jähzorn der feinfühligste Knabe viel gelitten hatte. Er kam zu Verwandten, schleppte sich mühselig durch einige Gymnasien hindurch, ohne Liebe zur Schule und bloß mit wirklichem Verständnis für Deutsch und Geschichte. Mittellos bezog er dann 1877 die Universität Wien, um Germanistik zu studieren. Die fröhlichen Seiten der Lebensweise eines fahrenden Schülers blieben ihm fremd, aber alle Bitternisse mußte er kennen lernen. Eine Typhuskrankheit hatte ihm schon während seiner Gymnasialzeit zu seiner starken Kurzsichtigkeit hinzu noch in hohem Maße das Gehör geschwächt; von Natur war er sowieso sehr zart und steter sorgsamer Pflege bedürftig. Aber es gab Wochen und Monate, die David ohne Schlafstille zubrachte, mehr als einmal gewärtig des Hungertodes sterben zu müssen. In solchen Zeiten mochte sich wohl aus dem Träumer der willensstarke Mann gebildet haben, der sich dann doch endlich mit Hilfe einiger wirklich wohlgesinnter Freunde emporraffte. Spät machte er sein Examen und gewann den Dokortitel; aber das Lehrfach, auf das er bei seinem Studium hingezielt hatte, war ihm seiner Kurzsichtigkeit und vor allem seiner Schwerhörigkeit halber verschlossen. Und so blieb ihm nichts anderes übrig als die Fron journalistischer Tagesarbeit. Seine Ehrlichkeit im Schaffen mag ihm wohl darin etwas im Wege gestanden sein; sein Stil und seine ganze Arbeitsweise

war nicht für das Ephemere des Tagesschriftstellers geartet. Aber es galt sich die Möglichkeit zu künstlerischem Schaffen zu erobern und vor allem für sich und dann für Frau und Kind Brot zu verdienen. Und nun kommt etwas vom merkwürdigsten in diesem an Merkwürdigkeiten wohl kaum arm zu nennenden Leben. Dreißig Jahre war David alt, als sein erstes Werk erschien; dann wurde er Journalist, arbeitete auf verschiedenen Gebieten und für verschiedene Zeitungen, soweit es ihm seine Gesundheit erlaubte. Aber die war durch die Inphuskrankheit und noch mehr durch das grausame Elend der Studentenjahre von Grund auf untergraben. Den kaum vierzigjährigen Mann überfiel in der Blütezeit seines Schaffens eine Krebskrankheit; man laborierte an ihm herum, jahrelang siechte er dahin, doch niemals müßig, immer schaffend, neue Probleme überlegend, neue Gestalten bildend, immer der Künstler bleibend, der er von Anfang gewesen. Und trotz all dieser Umstände, denen ein anderer sofort unterlegen wäre. Als 1907, ein Jahr nach des Dichters Tod, seine gesammelten Werke*) (nicht sämtliche!) erschienen, da füllten eine schöne Anzahl abgerundeter Kunstwerke die sieben stattlichen Bände. Oberflächlichkeiten kannte seine nur auf das Gründliche, künstlerisch Vollwertige bedachte Natur nicht; selbst in seinen journalistischen Arbeiten nicht; um so weniger den Kleinodien seiner Kunst gegenüber, über die er sprach wie über seine Kinder.

In den jüngst veröffentlichten Briefen von Otto Julius Bierbaum steht, ein wahrer Dichter müsse auch (oder vor allem) als Lyriker vollkommen sein. David war es. Er trug seine Empfindungen nicht zu Markte, aber wenn es galt, sie zu bekennen, so tat er es unverhüllt. Und so sind seine Gedichte Bekenntnisse geworden seines harten Lebens und seines Schaffens; aber gleichzeitig auch Zeugnisse seiner künstlerischen Arbeitsweise, der nur das Vollkommene genügte. Von den sieben Bänden seiner gesammelten Werke füllen die Gedichte bloß einen knappen halben Band: Gedichte des „Lebens“, der „Liebe“, „Visionen“, „Lieder von der Straße“. Der Mutter, die er als Student verliert, nachdem er sie seit seinen frühesten Kindertagen nicht gesehen, singt er ein Lied ins Grab. Jung ist er noch und kennt trotzdem schon alles Leid der Erde; nie klagte er, doch etwas hätte er nur allzu gern erfahren mögen: „Wie lind auf früh ergrauten Haaren, liegt einer Mutter Abschiedskuß“. Auch dieses Leid mußte er in sich aufnehmen, es ist nicht das allerschlimmste; heißt ja seine „beste

*) Herausgegeben von Erich Schmidt und Ernst Heilborn. Piper & Co. München.

Freundin“: Not, physische und materielle. Die letztere lehrt ihn ringen, den Kampf mit den feindlichen Mächten aufnehmen. Aber daß er nicht sehen und nicht hören kann, so scharf wie andere Menschen, dafür dankt er allmählich seinem Schöpfer: „Du hast mir vielen Jammer, manches Grauen erspart zu hören und erspart zu schauen . . .“ Was er am Tag nicht sehen und im wirren Menschengewühle nicht hören kann, das gibt ihm seine „Mutter, die stolze Nacht“, sie, die feierlich Stille, ihm, dem stolzen Einsamen. Sie liebt er, denn durch sie erst öffnen sich „seiner Seele Pforten“:

Ich liebe dich, bin dir entsprungen,
Und Feind dem Tag, so laut und dreist;
Das wenige, das mir gelungen,
Du gabst es dem verwandten Geist;
Dein Anhauch ist es, der zur Lohe
Der Seele trübes Licht entfacht —
Sei mir willkommen, ernste, hohe,
Sei mir begrüßt, ersehnte Nacht!

Wie sein leibliches Auge, so sieht auch sein geistiges lieber die gedämpften Farben, das Dunkle, Schattierte, in dem es ab und zu hellt, vielleicht sogar aufleuchtet, aber nie zu einem strahlenden Lichte auswächst. So ist auch sein ganzes Leben, wie er es im Gedichte „Symbol“ sagt:

Im Westen siehst du grau zu Tal
Die schwersten Wolken hängen —
Das mahnt der Tage mich zumal,
Die mir vergangen . . .
Im Osten schläft im Wetterlicht,
Die künft'ge Glut verborgen —
Gewitterts mir, gewitterts nicht?
Das ist mein Morgen . . .
Dazwischen guckt ein Endchen Blau,
Als obs vor beiden scheute —
Die Deutung kennst du, edle Frau:
Das ist mein Heute . . .

Den gleichen Gedanken, nur eben in den Volkston übertragen, spricht auch sein Gedicht „Im Volkston“ aus:

Ich hab kein Haus, ich hab kein Nest,
Ich hab kein Hochzeit und kein Fest;
Ich hab kein Hof, ich hab kein Feld,
Ich hab kein Heimat auf der Welt.
Am Himmel selbst den Schauerstrich,
Den fürchten sie nicht so wie mich;
Mir geht's nicht gut, mir geht's nicht schlecht —
Und so, gerade so ist's recht . . .

Vor allem die Gedichte verdienen den Ausdruck „Kammerpoesie“, wie Richard Maria Werner die Werke Davids nannte. Ins Volk hinaus dringen werden sie nie, selbst wenn das Unmögliche geschähe und David von Reklamegeistern aufgegriffen und posthum noch seinem Volke bekannt gemacht würde. Seine Werke sind stilistisch zu fein ausgearbeitet, zu formvollendet; in die Sprache ist oft etwas Volkstümliches hinein verwoben, durch Bilder und sprachliche Wendungen. Alles, auch der Aufbau, die schwere, von Vergleichen und Bildern beinahe überquellende Sprache, — das alles kann für David erst begeistern, wenn man sich in ihn hineingelesen hat. Man muß sich ihn erringen. Treffend charakterisiert das Ernst Heilborn in einem Aufsatz („Nation“ XXIV, 8): „Wer Davidsche Bücher liest, der erlebt Kunst, aber auch zugleich die schwere Arbeit um die Kunst. Es ist nichts Leichtes, nichts Einschmeichelndes in seiner Darstellungsweise, nichts, was sich dem halb abgewandten Ohre einprägte und zerstreute Sinne fesselte. David ruft den Mitarbeiter im Leser . . . Es ist Glanz in diesem Stil, aber es blitzt gleichsam nur unter der Oberfläche auf; es ist Bilderreichtum — diese getrübbten Augen sehen mehr vom Naturgeschehen als viele gesunde — aber diese Bilder wollen kein lockender Schmuck sein und sind es nicht, auch werden sie nur da verwandt, wo es notwendig scheint.“

Daß sich David auch auf der Bühne versuchte, kann man erraten, sobald man seine echt dramatische Gestaltung der Personen kennen lernt, seine Art, alles auf einen Punkt hin zu konzentrieren. Aber vielen Erfolg errang er mit seinen Schauspielen „Hagars Sohn“, „Ein Regentag“ und „Neigung“ nicht; sie wurden alle nach wenigen Aufführungen zu bloßen Lesedramen. Sein Meisterwerk schuf David im Roman und in der Novelle. Schon sein Erstlingsroman „Das Höferecht“ ist vollendeter David. Er spielt in der Hannah, dem Jugendländchen Davids, das ihm neben Wien fast der einzige Hintergrund für seine Darstellungen blieb. Die Landschaft war ihm stets wirklich bloß Hintergrund; wenige Hauptpersonen beherrschen das Ganze, um sie herum gruppiert sich in künstlerischer Anordnung das Nebensächliche und bloß einzelner Züge wegen Notwendige. Davids Menschen sind „einsame Sinnierer“, Dulder, wie der, der sie geschaffen, aber nie verloren oder völlig geknickt, wie auch er es nie gewesen. Eine Sehnsucht trägt sie über alles hinweg, ihr Blick ist immer voll Verlangen zum Himmel gerichtet, aber sie können ihn nicht sehen, denn er bleibt für sie stets von Wolken bedeckt. Seine Menschen sind klug, manchmal scharfsinnig, gedul-

dig, sie sind gewikigt, merken auf alles auf, nur eine Gabe fehlt ihnen, und das ist, sich unter den lieben Mitmenschen wohl zu fühlen. Er bringt Gestalten, die, um obenauf zu bleiben, kein anderes Leben kennen als das steter Arbeit und Entfagung, und die nun sich selbst gegenüber so hart geworden sind unter dem Banne der Pflicht, daß sie es nicht mehr vermögen, auf den Ruf ihres unterdrückten Lebensgeföhls zu hören. Alles Menschen, die einsam geworden sind, und dennoch immer, mit jeder Faser ihres Herzens nach Menschen verlangen. „Nichts vertieft das Geföhlsleben so wie die Einsamkeit.“ Und darum haben Davids Menschen wohl ihr tiefes Innenleben mit all seiner Feinheit, seiner sensitiven Art auf äußere Eindrücke zu reagieren. In jeder einsamen Figur liegt ein Stück von Davids eigener Seele. Er hat das Ausschalleinangewiesensein, die Einsamkeit kennen gelernt und durch sie die Pflicht; die Pflicht, nicht aufzuhören mit der Arbeit an sich selbst, will man nicht untergehen. Er hat dieses Motiv — das Grundmotiv seines Lebens — fast in alle Hauptgestalten seiner Werke hineingetragen: in die Mutter, eine Donna Isabella auf dem Lande, die vor ihren Augen einen Sohn um den andern verliert; in jenen Bürgermeister aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, der seine Richterhand gegen die eigene, so geliebte Frau erheben muß; und in umgewandelter Weise in dem halb wahnsinnigen Vater, der die Hütte anzündet, in der sein Einziges, seine beiden Kinder ruhen, die sich während den Greueln des Krieges in Sünde gefunden hatten. Und ganz verfeinert, differenziert, tritt schließlich derselbe Gedanke noch in den vielen Mädchengestalten auf, die einsam ihre Jugend verbracht ohne liebende Eltern, ohne freundliche Gespielinnen, und über die nun plötzlich die Rätsel des Lebens Macht gewinnen und von ihrer Mädchenhaftigkeit die höchste Summe an Kraft und Selbstbesinnung verlangen.

Die meisten Erzählungen, auch die Hauptromane, spielen in mährischen Bauernhäusern oder nehmen doch wenigstens von dort ihren Ausgang. Da wohnen die Menschen, die herumgerissen werden vom Schicksal und doch nicht ganz verloren gehen können, denen auf der andern Seite Menschen gegenüberstehen, die eben nichts anderes kennen als ihre Pflicht und unter dem Einfluß dieses Pflichtgeföhls trotzig Widerstand leisten gegenüber allen feindlichen Anstürmungen der andern und ihres eigenen ungebärdigen Innern. Und im Hintergrunde all der miteinander kämpfenden Menschenchicksale, als Gegenstück zum Spiel der Leidenschaften, liegt in ruhiger Größe die Landschaft der Hannah da,

fruchtbar, reich an Schönheit, für den, der sie liebt. Und David liebt sie. „Dies war das reiche und fruchtbare Flachland, das ich kannte und liebte und desto schmerzlicher ersehnte, je länger ich's nicht gesehen; umgrenzt von blauen Bergen, so daß nirgends der Eindruck der Grenzenlosigkeit, der Verlassenheit wach ward; mit den Wassern, die träge rinnen, große Bogen und Krümmungen machen, als könnten sie nicht müde werden, den dankbaren Boden zu benetzen; mit den eingesprengten dichten Anwaldungen voll friedlicher Schatten, den steifen Pappeln am Saum der weißen Straßen; erfaßt und beschworen in all seinen Stimmungen, mit seiner ganzen Seele, die sich nicht jedem offenbart, die behorcht und bespäht sein will, ehe sie erwidert und lohnt.“ Stimmungen, Versunkensein in der Betrachtung irgend eines Punktes, das liebt David unendlich, und stundenlang träumt er mit seinen Freunden oder den Menschen, die er geschaffen, in die Natur hinausschauend, und was sie auch sehen, das ist ihnen des Betrachtens und Überlegens wert: „etwa das schillernde Häutchen, leuchtend in allen Farben des Regenbogens, das sich auf einem Tümpelchen gebildet, oder der unendliche Rückglanz des Lichtes auf einem stehenden Wasser, wo man es mit einer Wehr gestaut, und sein Glikern, wenn es milchig glitschend niederfloß, oder nur ein Baum, der überstäubt in der grauen Ebene stand, als hätte sein schwarzes Laubwerk Puder überflogen, oder nur ein fernes Dorf, das sich mit braunen Strohdächern in einer Mulde duckte, wie ein Rebhuhn in seiner Furche kauert.“ Und dann steigt der Dichter hinab in die Zeit der Glaubenskämpfe im Anfange des 17. Jahrhunderts; das sind wiederum Menschen voller Kämpfe und mit dem Zwiespalt in sich, den unbefriedigte Sehnsucht in den meisten Menschen erzeugt. Oder David nimmt Menschen aus der Gesellschaft Wiens der Stadt, die ihm eine neue Heimat geworden ist; auch die Gestalten, die innerlich zerrissen, aber immer noch nicht ganz aufzugeben sind. Nur der einzige Unterschied ist da: das Elend drückt den Großstadtmenschen mehr, bringt ihn rascher zur Verzweiflung. Was den Bewohnern auf dem Lande die Natur ist, das kann dem Stadtmenschen seine Kultur niemals ersetzen.

Mitten in der Arbeit an seinen gotischen Hallen und Bauten, mit denen man J. J. Davids Romane und Novellen leicht vergleichen könnte, schrieb er an einem kleinen Werke, und zwar über einen Gegenstand und in der Weise, wie es wohl vor ihm noch keinem Dichter seit Goethe gelungen ist: über das „Schaffen“ (erschienen bei Eugen Diederichs, Jena 1906). Was er darin sagt,

gehört zum unvergleichlichsten und konnte nur von einem ganzen Künstler, der gleichzeitig auch ein ganzer Mensch war, geschrieben werden. Durchaus anders als z. B. Maupassant in Sur l'eau über den homme de lettres, spricht er über den zum Schaffen Veranlagten, der alles Leben mit seiner Buntheit in sich saugt oder in den es sich Zugang erzwingt, selbst wenn er versucht, sich davor zu verschließen und zu flüchten. „Auch die Berufung zum Schaffen ist eine Schickung, ein Aufruf, dem sich, so voller Verantwortlichkeit und voller Pein er sei, dennoch niemand ungeahndet entzieht, an den er einmal ergangen ist. Denn in seinen schlimmsten Schmerzen ist auch sein Süßestes beschlossen; der es einmal recht verkostet hat, der will seiner gar nie mehr missen, so sehr es ihn auch mit Aufregungen und Verstörungen heimsuche. Ein Opiat liegt nun einmal darin und wühlte in allen Nerven, die seiner nicht leicht mehr entbehren mögen, haben sie seine Macht erst vollends empfunden und sich ihrer gewöhnt.“ Einsam ist der Schaffende, und an seiner Einsamkeit im Innersten muß er halten; damit zahlt er den Zoll für die höhere Stufe, die den andern Menschen gegenüber einzunehmen ihm das Schicksal vergönnt hat, eben dadurch, daß es den Trieb zum Schaffen in ihm Wurzeln schlagen ließ. Und nur durch die Einsamkeit ist es möglich, daß alles auf den einen Punkt hin, auf das werdende, konzentriert wird. „Man ahnt nämlich nicht, welche Entschlossenheit im allgemeinen zum Schaffen gehört. Welche Zähigkeit zu immer erneuten Versuchen, welche Freudigkeit bei jedem Zeichen, als rege sich endlich ein Anteil an dem, was einen so innerlich und so ausschließlich beschäftigt.“ Auch darin hat David nur zu sehr an sich selber gedacht und von sich auf die andern geschlossen; denn wie viele von den zum Schaffen Veranlagten tragen ein derartiges Künstlergefühl (höchstes Wollen und zähstes Ansehenskönnen) in sich?

Ich habe den Ausdruck über David schon gebraucht: durchaus ein Dichter, ein Künstler und jeder Zoll an ihm ein Mensch. Sucht man mit Eifer sein Leben und das seiner Werke kennen zu lernen, so hört man nichts von heißen Leidenschaften, die ihn durchwühlt, und nichts von rauschenden Erfolgen, die sein Schaffen begleitet hätten. Aber man erlebt in ihm und durch ihn Kunst, und zwar sehr hohe Kunst, und man darf sich des Gefühles freuen, einem der Wenigen, die einsam schaffen, nähergetreten zu sein, still und feierlich, denn man genießt bei David Feiertagskunst. Der sein ganzes Leben hindurch Siedhe hat Dauerndes hinterlassen, und er durfte mit Zug und Recht die so bescheidenen

und doch von einem ehrlichen und wohlberechtigten Stolz erfüllten Worte sagen, die er kurz vor seinem Tode in einem Brief mit der letzten Einsendung an die „Nation“ (einem Essay über Dostojewskis „Dämon“) schrieb: „Also es wird ernst . . . Es ist ja am Ende nichts gar so Überwältigendes, was der Welt verloren geht. Ich war ein guter Kerl und — soweit mir ein Urteil zusteht — ein leidlich anständiger Mensch. Ich möchte, daß mein Andenken nicht ganz und spurlos verwehe.“

S. L. Janko

Niklaus Gogols Prosa

Von C. A. Voosli

Wir haben wieder einmal Ursache, einem deutschen Verleger von Herzen dankbar zu sein, nämlich Georg Müller in München, der es wagte, dem deutschen Literaturfreund eine Gesamtausgabe der Werke Niklaus Gogols zu bieten. Die einmal abgeschlossene Ausgabe wird acht Bände umfassen, von welchen die ersten fünf bereits erschienen sind. Die vier ersten Bände enthalten die Prosaschriften¹⁾ des Dichters, der fünfte seine dramatischen Werke und die letzten werden seine Jugendarbeiten, den Nachlaß und seine Briefe bieten. Um gleich das eine vorweg zu nehmen, die Bände sind — wie es ja von Georg Müller nicht anders zu erwarten war — sowohl typographisch als buch-künstlerisch durchaus vornehm ausgestattet und werden jeder Bibliothek zur Zierde gereichen.

Als Herausgeber und zum großen Teil auch als Übersetzer zeichnet Otto Buef, und man darf wohl sagen, daß der Verlag kaum eine glücklichere Wahl hätte treffen können. Vor allen Dingen sei als etwas durchaus nicht Selbstverständliches erwähnt, daß die Werke des großen Russen in wirkliches und wahrhaftiges Deutsch übertragen wurden! Sie lesen sich, als wären sie deutsch konzipiert worden, und wenn mir auch nicht vergönnt ist, sie kritisch mit dem Text der Ursprache zu vergleichen, so wage ich dennoch zu behaupten, daß hier

¹⁾ Niklaus Gogol. Sämtliche Werke in 8 Bänden, herausgegeben von Otto Buef, Verlag von Georg Müller in München und Leipzig, 1909. Preis pro Band broch. 5 Mk., in Rohseide gebunden 7 Mk.